

Martin Leupold

Eine Predigt der besonderen Art - die Ehe des Hauptamtlichen

Geschriebene und ungeschriebene Gesetze

Das Familienleben eines Hauptamtlichen ist auch heute mit Erwartungen befrachtet. Manches wird explizit gefordert oder sogar in Arbeitsbeschreibungen verankert, anderes bleibt unausgesprochen. Zwar hat die immer weiter fortschreitende Liberalisierung der Gesellschaft nicht nur die Lebensführung der Gemeindeglieder, sondern auch die Anstellungsbedingungen in Gemeinden und Verbänden geprägt. Und der junge – oder auch nicht mehr ganz so junge – Hauptamtliche, der selbstbewusst auf seine Work-Life-Balance Wert legt, ist längst kein Exot mehr.

Dennoch leben tief verwurzelte Leitbilder und Ideale von dem guten Hirten fort, der für seine Gemeinde da ist, wann immer man ihn braucht. Dazu gehört auch, dass sich Frau und Kinder in besonderem Maß in die Gemeinschaft einbringen. Dass die Predigerfrau arbeiten geht, daran hat man sich inzwischen vielerorts gewöhnt. Was noch nicht heißt, dass man sie gleichzeitig aus der Verpflichtung entlässt, ehrenamtlich den Dienst ihres Mannes zu unterstützen. Aber wie sieht es aus, wenn sie womöglich lieber in eine andere Gemeinde gehen würde?

Ich will versuchen, den besonderen Herausforderungen nachzugehen, vor die die Ehe eines Hauptamtlichen gestellt ist. Und schon merke ich, wie ich selbst von Bildern ausgehe, die mir – auch aus eigenem Erleben – vertraut sind. Nämlich davon, dass selbstverständlich er der Hauptamtliche ist. Dabei gibt es das immer öfter auch umgekehrt! Oder beide Partner sind angestellt. Und nicht wenige Hauptamtliche sind gar nicht verheiratet. Was manche Gemeindeglieder übrigens mit Eifer daran arbeiten lässt, diesem Zustand so bald wie möglich abzuwehren!

Tief verwurzelte Ideale haben nicht selten deshalb besondere Brisanz, weil sie kaum noch jemand explizit zum Maßstab zu machen wagt. Aber wenn jemand ganz anders lebt und agiert, wird es auf einmal doch zum Problem. Auch gewachsene Strukturen und Abläufe beruhen meist auf den traditionellen Leitbildern und üben einen subtilen Druck aus, ihnen möglichst zu entsprechen. Man wird das wahrscheinlich gar nicht einfach ändern können und auch nicht immer müssen. Aber man sollte es sich auf jeden Fall bewusst machen und dort beherzt angehen, wo es sich für die Gemeinde klar als hemmend und für die betreffenden Mitarbeiter als belastend erweist.

Spannungsfeld Dienstzeiten

„Ein Christ ist immer im Dienst...“ - des Herrn oder auch der Gemeinde?

Am häufigsten wird der Wandel der Lebensphilosophien wahrscheinlich beim Thema Arbeitszeit des Hauptamtlichen diskutiert. Wohl weil man da noch am ehesten auf Konkretes zugreifen kann. Der Dienst in pietistisch geprägten Verbänden und Werken steht in einer Tradition, für die man eigentlich nie genug arbeiten konnte. Das Salär war karg. Prediger konnten ihre Familien oft nur über Wasser halten, weil freundliche Gemeinschaftsleute sie

gelegentlich mit Naturalien bedachten. In der DDR ging es meist nur dank Westpaketen und einem kleinen, inoffiziellen DM-Geschenk, auf das andere, sonst besser Gestellte, dann auch noch neidisch waren.

Wenn es Arbeitszeitregelungen gab, dann legten sie nicht eine Arbeitszeit fest, so dass der Rest Freizeit war, sondern sie bestimmten einige freie Tage und Zeiten, und der Rest war Dienst. Was heute arbeitsrechtlich bedenklich anmutet, lässt sich theologisch durchaus begründen. Nachfolge Jesu ist nun einmal zeitlich nicht limitiert, auch wenn der Herr gelegentlich zu seinen Jüngern sagen kann: „Ruhet ein wenig.“ (Mk 6,31)

Andererseits bringt es durchaus Spannungen mit sich, wenn der Anspruch der Gemeinde als Anstellungsträgerin zu selbstverständlich mit dem Anspruch ihres Herrn identifiziert wird. Der Vater im Himmel weiß, was wir brauchen (Mt 6,8). Für die Gemeinde kann man das nicht einfach voraussetzen. Wer in dieser Welt Gottes Reich bauen will, muss sich weltlicher Instrumente bedienen, zu denen auch Anstellungsverträge gehören. Aber es wird auch immer wieder deutlich werden, dass geistliche und rechtliche Perspektiven nicht spannungsfrei miteinander vereinbar sind.

Jedenfalls sehen nicht wenige alt gewordene Hauptamtliche heute kritisch, wenn sie sich in ihrer Dienstzeit selbstverständlich engagiert haben, ohne auf ihre eigene Lebensgrundlage zu achten. Selbstaussbeutung in der Vergangenheit kann sich in der Gegenwart als wirkliche Benachteiligung auswirken. Erst recht gilt das für die Predigerfrauen, die oft kaum eigene Rentenansprüche erworben haben. Nicht zufällig ist die Sammlung für die Predigerwitwen eine jahrzehntealte Tradition der RGAV.

Klare gegenseitige Verpflichtungen sind hilfreich

Von daher ist es gut und auch biblisch (1. Kor 9,14), dass der Dienst heute sehr viel stärker den auch sonst in der Gesellschaft geltenden arbeitsrechtlichen Maßstäben folgt. Es ist auch eine Konsequenz aus Rö 13,1-8. Die Fragen, wie man einen hauptamtlichen Gemeindedienst nach solchen Maßstäben gestaltet, sind damit allerdings nicht vom Tisch. Denn – was ist eigentlich im hauptamtlichen Dienst Arbeitszeit? Am Schreibtisch und auf der Kanzel ist das noch ganz gut erkennbar. Aber wie steht es um das spontane Gespräch mit einem Gemeindeglied, dem man beim Bierholen im Supermarkt oder im Fitness-Studio begegnet ist? Auch am Rechner ist nicht alles produktiv, was da geschieht. Man kann sich auch beim Basteln an der Powerpointpräsentation völlig verzetteln oder sogar zwischendurch verstohlen in seinem Lieblingsspiel landen. Nur ein paaaaaar Minuten ...

Wer auf seine Arbeitszeit pocht, muss sich auch nach seiner Effizienz fragen lassen. Manchmal scheint mir das überzogene Dienstethos in der Tradition heute ins Gegenteil umzuschlagen. Wenn Ehrenamtliche, die in ihren Berufen selbst hoch gefordert sind, dann noch deutliche Leistungsgrenzen ihrer Hauptamtlichen abfangen müssen, kann man die eine oder andere Unzufriedenheit nachvollziehen.

Vom Ziel her denken und planen

Abgrenzung ist nötig und rechtens. Aber ein hauptamtlicher Dienst kann doch niemals ein „Job“ wie manche anderen sein. Er ist ja nicht der einzige Beruf, den man nicht einfach mit der Stubentüre aussperren kann. Lehrer, Ärzte, Polizisten, Feuerwehrleute, Führungskräfte –

sie alle müssen damit rechnen, außerhalb geregelter Dienstzeiten plötzlich gefordert zu sein. Viele von denen, die Verantwortung für Menschen tragen, nehmen ihre Arbeit und gerade auch die damit verbundenen Sorgen mit nach Hause. Wer das grundsätzlich nicht will, sollte nicht in den hauptamtlichen Gemeindedienst gehen.

Was genau erwartet werden kann und wo Hauptamtliche legitim Grenzen ziehen dürfen und müssen, ist kaum allgemeingültig zu beantworten. Dazu sind Menschen viel zu unterschiedlich – und auch die Gemeinden. Die Arbeitszeit sollte gewährleisten, dass man Gemeinschaft haben und miteinander Ziele erreichen kann. Dazu gehört selbstverständlich auch genügend Zeit der Ruhe. Meine Erfahrung ist: Wenn Hauptamtliche grundsätzlich das Vertrauen ihrer Gemeinde haben, ihren Dienst mit Leidenschaft versehen und auch den ehrenamtlichen Dienst der Gemeindeglieder dankbar wahrnehmen, kommen nur wenige auf die Idee, akribisch ihre Stunden nachzuzählen.

Dennoch ist es eine Hilfe, überblickshaft Buch über die täglich geleisteten Aufgaben zu führen. Einmal zur Selbstreflexion und um nichts zu vergessen, aber auch in der Verantwortung gegenüber der Gemeindeleitung, die jeder berechtigterweise hat, der für seine Arbeit bezahlt wird. Es ist gut, wenn auch Landesverbände hier transparente und gut handhabbare Regelungen haben, so flexibel, dass sie dem vielseitigen Dienst gerecht werden, und so präzise, dass man sich konstruktiv und lernbereit Rechenschaft geben kann, was man aus der Ressource Dienstzeit gemacht hat. Nicht zuletzt ist dieses Zeitmanagement eine wichtige Hilfe, sich genügend Zeit für die Familie und den Partner einzuplanen.

Die Familie des Hauptamtlichen

Konkurrenz für den Dienst?

Im biblischen Befund ist es zunächst sehr ernüchternd, wie stark Ehe und Familie in erster Linie als Diensthindernisse erscheinen. Die wahre Familie ist für Jesus die Gemeinschaft derer, die Gottes Willen tun (Mt 12,50). Er selbst wurde in seiner Mission von seinen Angehörigen nicht verstanden (Mk 3,21). Wer ihm nachfolgen will, muss ihn mehr lieben als seine Familie (Mt 10,37), die Familie verlassen (Mt 19,29), ja, sogar hassen (Lk 14,26). Manche machen sich um seines Reiches willen zur Ehe unfähig, was immer das heißt (Mt 19,12).

Paulus, Single wie sein Meister, folgt ihm darin. Für ihn ist es das Beste und zudem Schonendste, unverheiratet zu bleiben (1. Kor 7,26-28). Ehe und Familie lassen das Herz nicht ungeteilt beim Dienst sein (1. Kor 7,32-35). Immerhin räumt er ein, dass es sich um seine Meinung, nicht um ein Gebot des Herrn handelt (1. Kor 7,25). Natürlich hebeln diese allesamt unter einer stark eschatologischen Perspektive geäußerten Relativierungen die Würdigungen nicht auf, die Ehe und Nachkommenschaft in der Bibel erfahren. Aber allzu unbefangenen Überhöhungen des Ehestandes verpassen sie schon einen deutlichen Dämpfer. Die Ehe ist ein Aspekt des Lebens in dieser Schöpfung und wird mit dem Vergehen dieser Erde ihre Bedeutung verlieren (Mt 22,30). Sie gehört zum Vorletzten, nicht zum Letzten, wenn man es mit der berühmten – und m. E. nach wie vor sehr hilfreichen – Unterscheidung Dietrich Bonhoeffers sagen will.

Eine Predigt eigener Art

Zugleich soll sich an unserem Umgang mit dem Vorletzten zeichenhaft das Wesen des Letzten zeigen. Die Liebe zwischen Mann und Frau ist etwas zutiefst Geschöpfliches. Sie führt zur Vereinigung von Mann und Frau, nicht zur Vereinigung mit dem Göttlichen wie in anderen antiken Kulturen. Aber eben darin bildet sie eben doch die leidenschaftliche Liebe Gottes zu seiner Menschheit ab. Deshalb kann das Alte Testament die Ehe mit dem Bund zwischen Gott und seinem Volk vergleichen und das Neue mit der Beziehung zwischen Christus und seiner Gemeinde. Und umgekehrt lernen wir – in allen Beziehungen, aber eben auch in der Ehe – von Gottes Art zu lieben und für jemand da zu sein.

Deshalb ist es bedauerlich, wenn die Ehe des Hauptamtlichen etwas anderes verkündigt als seine Predigt. Und das tut sie, wenn sie sich ständig an den Anforderungen des Dienstes reibt. Es ist eine echte Herausforderung, Dienst und Familie miteinander so zu vereinbaren, dass man sich weder die Zeit für die Familie aus dem Dienstalltag wegstehlen muss, noch der Dienst als ständige Gefahr für das Familienleben erscheint. So sehr es dabei auch auf ein gutes Management ankommt, das man erlernen muss und für das man ggf. auch Beratung braucht – die Grundentscheidungen fallen in der Haltung zu beidem.

Korrespondenz statt Konkurrenz

Zunächst muss beides zueinander ein Ja haben. Wer heiratet, heiratet immer den Lebenszusammenhang des Partners mit: seine Familie, seine sonstigen sozialen Kontakte, auch seinen Beruf. Für viele Verheiratete ist es eine nicht immer willkommene Überraschung, dass sich das Leben durch ihre Ehe radikal verändert. Das kann ungeheuer bereichernd sein. Aber es erfordert eben auch Anpassungsleistungen von beiden, besonders aber von dem, der stärker in den Kontext des anderen einsteigt. Wer einen Prediger oder eine Pastorin heiratet, sollte sich darüber klar sein.

Gleichzeitig will auch die Ehe und damit der Partner ernst genommen sein. Wer als Prediger oder Pastorin heiratet, muss wissen, dass der Beruf nun nicht mehr das alles bestimmende Moment im Leben sein kann. Es muss von nun an Zeiten, Dinge und Kontakte geben, die aus dem Leben des Partners in das nun gemeinsame Leben einfließen und die mit dem Dienst möglicherweise nichts zu tun haben. Da der Takt des hauptamtlichen Dienstes oft mächtig ist, müssen die Partner sehr bewusst darauf achten, dass anderes sein Recht und seinen Raum hat.

Hauptamtliche müssen zu ihrer Ehe wie zu ihrem Dienst ein Ja haben und immer wieder gewinnen. Denn beide Dimensionen des Lebens treten gern zueinander in Konkurrenz. Das ist auch nicht verwunderlich, weil beides auch im geistlichen Sinn eine Berufung ist. Wenn ein Hauptamtlicher zu bedauern beginnt, dass er verheiratet ist, weil er sich dadurch in seinem Dienst gehemmt fühlt, besteht seelsorglicher Gesprächsbedarf. Das Gleiche gilt, wenn er seinen Dienst verwünscht, weil er deshalb seine Familie und seine Ehe vernachlässigen muss. In beiden Fällen sollte man nicht vorschnell urteilen, sondern sorgfältig fragen, was der Dienst für das Leben des Hauptamtlichen bedeutet.

Die Motive des Dienstes

Es kann sein, dass der Dienst für das Selbstwertgefühl bzw. die Identität eine beherrschende Funktion gewonnen hat. Der Hauptamtliche lebt nur für ihn und bezieht daraus seine Existenzberechtigung. Zeit für den Partner, Zeit mit der Familie wird für ihn zur verlorenen Zeit. Er hat vergessen, dass auch die Ehe eine geistliche Berufung ist. Sie ist weder Ballast noch einfach eine nützliche Ergänzung. Sie kann dem Dienst sehr wohl dienen, aber sie kann es gerade dann, wenn sie in ihrem eigenen Wert und ihrer Würde ernst genommen wird. Eine ungesunde Dominanz kann der Dienst aber auch durch überhöhte äußere Erwartungen an den Hauptamtlichen gewinnen. Er selbst würde schon gern das eine oder andere lassen, aber er traut sich nicht, weil er die Gemeinde nicht enttäuschen oder keine Konflikte riskieren will. Allerdings muss auch geprüft werden, ob diese Erwartungen wirklich da sind und bei wem, oder ob sie eher aus internalisierten Ängsten kommen, die der tatsächlichen Lage gar nicht (mehr) entsprechen. Der Eindruck, überhöhten Erwartungen ausgesetzt zu sein, kann durchaus auch aus einem inneren Wunsch nach Anerkennung oder einem Perfektionismus entstehen, die mehr in der Psyche des Hauptamtlichen selbst als in der Sicht der Gemeindeglieder liegen. Oder er ist in Haltungen und Äußerungen Einzelner begründet, denen insgesamt weit weniger Bedeutung zugemessen werden müsste, als es auf den ersten Blick scheint. Wie es wirklich ist, kann nur durch ein offenes Gespräch geklärt werden.

Die Pastorenfamilie – eine Ressource der Gemeinde?

Die Familie von Hauptamtlichen wird von Gemeinden nicht selten als willkommene Ressource wahrgenommen. Die Frau des Predigers singt im Chor, arbeitet im Kinderkreis mit oder im Gemeindecafé. Der Mann der Pastorin kümmert sich um die Tontechnik oder um Baufragen, die Kinder wirken im Jugendkreis mit oder in der Band. Das darf alles so sein, denn Gemeinde gibt der Familie eine geistliche Heimat und einen Raum, die eigenen Gaben zu entfalten. Aber das gilt für andere Familien im genau gleichen Maße. Weder haben die Angehörigen des Hauptamtlichen besondere Pflichten, noch haben sie besondere Rechte. Sie sind Gemeindeglieder wie alle anderen auch, sie dürfen sich im Rahmen der Möglichkeiten einbringen, aber sie entscheiden selbst darüber, was und wie viel sie tun. Ehepartner und Familie von Hauptamtlichen werden von der Gemeinde gern auch als Vorbild in Anspruch genommen. Manche suchen darin das Ideal, das sie in ihrem eigenen Lebensvollzug nicht gefunden haben. Wenn schon die eigene Ehe gescheitert ist, die eigenen Kinder ganz andere Wege gehen, dann soll doch wenigstens im Predigerhaus die Welt noch in Ordnung sein. Darin mag ein Trost über den eigenen Zerbruch liegen können, und wenn daraus Freude an dem Gelingen des anderen erwächst, kann es ganz in Ordnung sein. Wenn sich solch eine Projektion aber als tyrannisch erweist, muss man sich ihr klar widersetzen. Auch Hauptamtliche und ihre Angehörigen sind Menschen aus Fleisch und Blut, die Grenzen haben, Fehler machen und wie alle anderen auch allein in der Gnade Christi gerechtfertigt sind, nicht darin, wie sie Ehe und Familie leben.

Integriert, aber nicht vereinnahmt

Dass Ehe und Familie des Hauptamtlichen von seinem Dienst unberührt bleiben können, ist eine Illusion. Wichtig ist, dass dieses Mitbetroffensein reflektiert und geordnet wird. Besonders dann, wenn es zu wirklich spannungsvollen Situationen kommt. Was ist, wenn die Frau des Pastors sich dauerhaft einfach nicht in die Gemeinde einlebt? Es ist legitim, wenn die Gemeinde darin ein wirkliches Problem sieht. Und zugleich kann die Teilhabe der Ehefrau nicht einfach eingefordert werden. Vielmehr muss miteinander ein Weg gefunden werden, der allen Beteiligten am ehesten gerecht wird.

In einem solchen Fall werden immer Spannungen bleiben. Auch wenn die Gemeinde zu der Weite findet, die Zugehörigkeit der Frau zu einer anderen Gemeinde zu akzeptieren, werden die Ehepartner die Spannung zwischen ihren unterschiedlichen Glaubenskontexten gestalten müssen. Erst recht gilt das, wenn einer der Partner einer anderen Konfession angehört. Aber es ist uns nicht verheißen, dass wir alle Spannungen in unserem Leben beseitigen können, wenn wir es nur richtig anstellen. Es ist uns nur verheißen, dass Gott uns darin nie allein lässt. Das muss genügen – und es genügt auch!

Zeugnis ja, Idealbild nein

Ähnlich wird es sich darstellen, wenn eines der Kinder des Hauptamtlichen einen Weg geht, der die Gemeinde irritiert. Dann wird schon mal 1. Tim 3,12 zitiert und erwartet, dass der Pastor „durchgreift“. Aber inzwischen hat sich auch herumgesprochen, dass man Heranwachsende nur eingeschränkt zu etwas zwingen kann. Zum einen ist es in unserer Gesellschaft nicht akzeptiert, zum anderen wird es auch pädagogisch umso schwieriger, je älter die Kinder sind, oder nur, wenn man erhebliche Kollateralschäden in Kauf nimmt. Wenn der Pastor beispielsweise einen schwulen Sohn hat, ist es angesichts der Bibeltexte, die sich dazu äußern, zwar legitim, wenn das auch die Gemeinde beschäftigt. Aber das Ergebnis kann ganz gewiss nicht sein, dass Familie und Gemeinde den jungen Mann nun gemeinschaftlich mit ihrer Irritation und daraus erwachsenen Änderungserwartungen umzingeln! Und es ist hoffentlich keine Frage, dass die Eltern auch und gerade dann ihrem Kind ganz in elterlicher Liebe zugewandt bleiben.

Pastoren repräsentieren ihre Gemeinde auch nach außen. Auch dieser Rolle können weder sie noch ihre Familie einfach entfliehen. Aber auch in dieser Hinsicht sollten wir sorgfältig reflektieren, was das wirklich bedeutet. Auf jeden Fall kann es nicht bedeuten, dass die Pastorenfamilie eine Vorzeigefamilie zu sein hat. Zumal die Erwartungen sehr verschieden sein können. Die einen wünschen sich, dass Predigers ein möglichst traditionelles Familienbild verkörpern, mitsamt einer klaren Geschlechtsrollenzuweisung. Andere wären eher stolz auf den modernen Pastor mit hippen Sprösslingen und einer selbstbewussten, studierten Ehefrau.

Der Auftrag der Gemeinde ist es nicht, eine bestimmte Kultur zu bezeugen, sondern Christus. Wenn also Ehe und Familie des Pastors schon nicht umhin kommen, auch nach außen hin ein Zeugnis zu sein, dann sollten sie es für das Evangelium sein. Dann sollte erkennbar sein, dass sie aus der Gnade leben und deshalb mit sich selbst wie mit anderen gnädig sein können. Dass sie fehlbare Menschen sind, die aber wissen, wie sie mit ihren Verfehlungen umgehen können und bereit sind, dazu zu stehen.

Das Sexualleben des Hauptamtlichen

Intim, aber nicht tabu

Jetzt wird es ganz persönlich. Aber wenn einer vom Weißen Kreuz dazu nichts zu sagen wagt, wer dann? Sexualität ist – ungeachtet mancher begrüßenswerten Entkrampfungen in den letzten Jahrzehnten – nach wie vor ein emotionales und spannungsreiches Thema. Und das darf auch so sein! Denn es geht tief und rührt nicht selten an drängende, manchmal auch verdrängte Fragen und Verwundungen. Es ist besetzt mit Scham, und das wird auch so bleiben, denn es ist mit Erfahrungen verbunden, in denen sich der Mensch als verwirrend anders, ohnmächtig und verletzlich erlebt. Jedes Reden darüber braucht eine Vertrauensbasis und eine so respektvolle wie offene Sprache.

Und zugleich dürfen wir vom Zeugnis der Schrift her allen religiösen Überhöhungen der Sexualität fröhlich widerstehen. Wir haben es nicht mit etwas Göttlichem und nicht mit etwas Teuflischem zu tun, sondern mit etwas zutiefst und im besten Sinne Menschlichen! Natürlich stehen wir damit vor Gott, und natürlich erfahren wir auch hier Versuchungen zum Bösen. Aber die Sache selbst ist verstehbar und gestaltbar, wenn auch – wie alles in unserem Leben – nur in bleibender Unvollkommenheit.

Sexualität ist faktisch und individuell

Sexualität ist etwas höchst Individuelles. Deshalb gibt es nicht die eine richtige Sexualität. Schon die Intensität, mit der sexuelle Bedürfnisse erlebt werden, ist sehr verschieden und verändert sich auch biografisch. Was mich sexuell erregt, wie stark und in welchen Situationen, wird maßgeblich mitbestimmt von meiner sexuellen Lerngeschichte. Also davon, was im Lauf meines Lebens auf meine Sexualität und deren Bewertung eingewirkt hat. Internalisierte Werte und Ziele spielen ebenso mit wie sexuelle Erfahrungen – oder auch deren Fehlen. Wünsche und Träume entstehen, werden bestätigt oder frustriert. Manchmal bekommen sie ihre Mächtigkeit dadurch, dass sie gepflegt werden. Aber auch ungewollte Phantasien können gerade dadurch Kraft gewinnen, dass man sie vergeblich zu vermeiden sucht wie den berühmten Gedanken an rosa Elefanten. Situationen, in denen Erregung und Entspannung erlebt wird, spüren bestimmte Reiz-Reaktions-Muster ein, die auch in die Paarsexualität eingebracht werden. All diese Prägungen müssen nicht grundsätzlich ein Problem sein. Aber sie können natürlich die partnerschaftliche Sexualität auch beeinträchtigen, und manchmal ist es gut, sie mit Hilfe fachgerechter Beratung zu bearbeiten.

Sexualität ist eine besondere Art, in Beziehung zu sein

Abgesehen von wirklichen physischen oder psychischen Beeinträchtigungen ist der Sex in der Ehe so gut oder so schlecht wie die Ehe insgesamt. In unserer Kultur wird guter Sex in erster Linie von raffinierten Techniken und Hilfsmitteln erwartet. Den Erfahrungen in der Beratung zufolge ist die Qualität der Beziehung entscheidend. Dazu gehören Vertrauen und Verlässlichkeit, aber auch eine offene und wertschätzende Kommunikation. Wenn die Partner miteinander über ihre sexuellen Wünsche reden und sich gegenseitig Feedback

geben können, sind sie auch in der Lage, zu experimentieren und ihre Sexualität immer wieder spannend zu gestalten. Sex nach Schablone wird dagegen irgendwann langweilig. Gute Kommunikation ist auch die beste Medizin, wenn sich die Sexualität voneinander weg zu bewegen beginnt. Anlässe gibt es genug. Eine erste Herausforderung sind die natürlichen Rhythmen der Fruchtbarkeit, die auch der Mann anzunehmen hat. Etwa, indem er Rücksicht auf den Zyklus der Frau nimmt und Mitverantwortung für die Empfängnisregelung übernimmt. Die Geburt eines Kindes ist auch eine Zeit, in der anderes als Sex im Vordergrund steht. Unterschiedliche Arbeitszeiten können die Zeiten rar machen, in denen beide Partner frei und auch bereit zur Intimität sind. Stress, Ängste und Konflikte haben das Potenzial, das sexuelle Begehren zu dämpfen oder sogar zum Erliegen zu bringen.

Sexualität braucht Treue

Der Dienst kann nicht nur Zeiten der Trennung mit sich bringen, sondern auch Gelegenheiten schaffen, plötzlich anderen liebenswerten Menschen allzu nah zu kommen. Es ist sehr ernüchternd, in wie vielen Biografien gefragter Verkündiger plötzlich ein Ehebruch geschieht, der allen Segen wieder zunichte zu machen droht! Kann man sich davor schützen? Und wie?

Zuerst und zuletzt bedarf unser aller Sexualität der gnädigen Bewahrung durch den Schöpfer und Erfinder der Liebe selbst. Er hat sie auch zugesagt. Wenn wir vor schweren Verfehlungen bewahrt bleiben, ist das niemals unser Verdienst. Aber wir sind unserem Begehren nicht wehrlos ausgeliefert, auch wenn sich mancher oft so erlebt. Sexuelle Bedürfnisse sind gestaltbar, wenn auch in gewissen Grenzen und weniger kurz- als vielmehr langfristig. Konkrete Impulse dazu kann ich nur als Mann und deshalb wohl in erster Linie Männern gegenüber geben:

- Du kannst nicht verhindern, dass du andere Frauen wahrnimmst und auch begehrenswert findest. Aber du kannst verhindern, dem Gedanken an Untreue nachzugeben. Du kannst bewusst einüben, andere Frauen nicht unter sexuellen Aspekten wahrzunehmen (Mt 5,28). Männer sind anfällig dafür, Inspirationen durch andere Frauen zu sexualisieren, auch befördert durch unsere sexualisierende Kultur. Dazu kannst du Nein sagen, und deine Sinne werden sich an dieses Nein gewöhnen müssen. Und selbstverständlich verbietet sich jede Anzüglichkeit gegenüber anderen Frauen, zumal es dafür inzwischen auch eine erhöhte Sensibilität gibt.
- Vergleiche andere Frauen nicht mit der eigenen. Bei den anderen siehst du nur die Schokoladenseite. Es wäre unfair, sie mit deiner Frau zu vergleichen, bei der du auch die Schattenseiten kennst. Lass dich vielmehr dazu inspirieren, immer wieder das Begehrenswerte an deiner eigenen Frau zu suchen. Du brauchst das Erotische an anderen Frauen aber auch nicht zu fürchten. Das passiert, wenn du dir deine sexuelle Ansprechbarkeit nicht eingestehst und sie verdrängst. Dann lässt du die begehrte Frau unfairerweise spüren, dass du sie als Gefahr erlebst.
- Begegne anderen Frauen kollegial und geschwisterlich. Warum sollst du nicht mit tollen Frauen gut zusammenarbeiten oder Sport machen oder im Chor singen – was hat das mit Sex zu tun? Gott hat auch die anderen Frauen geschaffen, aber eben nicht als deine. Du kannst tausend tolle Schwestern haben, aber nur eine Frau.

Sexualität braucht das Gegenüber

Deine Sexualität kann sich auch von deiner Frau abwenden, ohne dass es in deinem Leben real eine andere Frau gibt, nämlich durch autosexuelle Praktiken. Innerhalb der ganzen tabubehafteten Sexualthemen ist Selbstbefriedigung vielleicht das bis heute am meisten tabuisierte. Aber es hat doch in so vielen Ehen eine Bedeutung, dass ich es nicht ausklammern will.

Bis auf die apokryphe Stelle Sir 23,23 schweigt die Bibel zu dem Thema. Wenn wir die Frage nach Recht und Grenze autosexueller Praxis stellen, müssen wir vom Gesamtzeugnis der Schrift ausgehen. Wir müssen Selbstbefriedigung von dem Ziel her beurteilen, das der Sexualität von der Schöpfung her gegeben ist. Dieses Ziel ist eine einzigartige Gemeinschaft zwischen zwei Menschen, die sie zu einer neuen Einheit werden lässt (1. Mose 2,24). Das Kennenlernen und Erleben der eigenen Sexualität kann dabei durchaus diesem Ziel dienen, insbesondere im Jugendalter, wenn die seelischen und sozialen Voraussetzungen für eine Sexualpartnerschaft noch nicht gegeben sind. Aber die individuelle Sexualität kann auch so auf autosexuelle Praktiken fixiert werden, dass Partnerschaft erschwert wird. Das gilt insbesondere dann, wenn die Erregung durch pornografische Medien stimuliert wird. Inzwischen wissen wir, dass dadurch sehr dominante Reiz-Reaktions-Muster entstehen, die nicht selten bis zu suchartigem Verhalten führen.

Aber auch ohne Pornokonsum wird gewohnheitsmäßige Masturbation in der Regel als auf die Dauer unbefriedigend erlebt. Denn es fehlt der Partner, auf den sich alles bezieht und der als Gegenüber unverfügbar bleibt. Und mindestens nach Mt 5,28 sind phantasierte Partner auch eine Form der Untreue. Über Masturbation kann deshalb überhaupt nicht pauschal geurteilt werden. Vielmehr muss gefragt werden, was sie wirklich mit dem Betreffenden und seiner Ehe macht. Eine generöse Freigabe würde problematische Effekte fahrlässig ignorieren und auch die Bedrängnisse und Zweifel mancher Menschen nicht ernst nehmen. Andererseits würde eine grundsätzliche und womöglich auch noch dramatische Verurteilung viele junge, aber auch viele schicksalhaft einsame Menschen in Gewissensnöte stürzen, die von der Schrift her in keiner Weise gedeckt wären.

Mehr Chance als Gefahr

Die christliche Tradition und Theologie hat die Sexualität über Jahrhunderte einseitig negativ konnotiert. Sie hat sie vor allem von ihren unbestreitbaren Gefährdungen her wahrgenommen und damit ein tief verwurzeltes Misstrauen gegenüber dieser großartigen Schöpfungsgabe entstehen lassen. Und dass die Ehe – unter deutlicher Überfrachtung eines einzigen paulinischen Satzes (1. Kor 7,9) - vor allem als Mittel zur Kanalisierung sexueller Bedürfnisse definiert wurde, hat ihr ein ganzes Stück ihrer Würde genommen, die durch keinen Zweck bedingt ist. Mag sein, dass man seine Sexualität gelegentlich als fremdes und unheimliches Wesen erleben kann. Aber das ist sie nicht! Sie gehört zu uns, und sie gehört uns wie alles, was Gott uns anvertraut. Als gute Gabe wird sie uns zur Aufgabe, mit ihr so umzugehen, dass der Schöpfer gelobt und Menschen gedient wird. Wenn unseren Ehen, gerade auch im hauptamtlichen Dienst, etwas davon gelingt, dann wird es für die Gemeinde wie für die Gesellschaft nicht die geringste Predigt sein!

Der Artikel ist erschienen in „akzente für Theologie und Dienst“ der Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge (RGAV) 1/2020